

Klaus Kock

## **Im Dialog mehr erreichen – Kooperationsstellen verbinden Theorie und Praxis**

*Vortrag auf der Tagung „Beziehungsstress oder Leidenschaft“  
20 Jahre Kooperationsvertrag in Osnabrück am 13.3.2015*

---

Wir haben uns in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Kooperationsstellen in den letzten Jahren häufig und intensiv mit unserem Selbstverständnis befasst. Was sind wir eigentlich?

Sind wir Dolmetscherinnen, weil Wissenschaft und Arbeitswelt verschiedene Sprachen sprechen? Ich glaube, das trifft es nicht. Es gibt heute genügend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich allgemeinverständlich ausdrücken können, wenn sie wollen. Auf der anderen Seite gibt es genügend Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter, die selbst studiert haben und ohne Dolmetscherin auskommen.

Sind wir Brückenbauerinnen zwischen Fabrikhallen und Elfenbeintürmen? Das trifft es auch nicht. Es existieren heute viele Brücken, auf denen ein reger Verkehr stattfindet. Neue Technologien werden in Hochschulen entwickelt und in Fabriken getestet. Personal wechselt von einer Seite zur anderen. Professoren halten und vermarkten Patente. Unternehmen stiften Lehrstühle oder ganze Hochschulen.

Ich würde sagen, Kooperationsstellen sind Moderatorinnen im Dialog zwischen Wissenschaft und Arbeitswelt. Wissenschaftliches und praktisches Wissen sollen zusammenwirken, um Problemlösungen zu erarbeiten. Dazu muss ein Dialog geführt werden. Die Aufgabe von Kooperationsstellen ist es, diesen Dialog zu initiieren, zu organisieren, zu regeln und zu lenken. Das meint Moderation in einem umfassenden Sinn.

Ich möchte zunächst das Problem näher beschreiben. Dann zeige ich an zwei Beispielen, wie Kooperationsstellen das Problem angehen. Im dritten Abschnitt versuche ich eine allgemeine Antwort auf die Frage: Wie tragen Kooperationsstellen zur Problemlösung bei?

### **1. Was ist das Problem?**

Dass Wissenschaft und Alltagswelt nicht bruchlos zueinander passen, ist schon für die alten Griechen ein Thema gewesen. Platon erzählt die Geschichte von Thales, der die Sterne beobachtete und ihre Bahnen berechnete. Eines Tages war Thales wieder so intensiv mit dem Betrachten der Sterne beschäftigt, dass er nicht auf den Weg achtete und in einen Brunnen fiel. Eine Magd kam vorbei und lachte ihn aus. „Mit aller Leidenschaft willst du die Dinge am Himmel erkennen, aber das, was vor deinen Füßen liegt, bleibt dir

verborgen!“ „Derselbe Spott“ – schreibt Platon – „passt auf alle, die sich mit der Philosophie einlassen.“ „Philosophie“ umfasste damals die gesamte Wissenschaft.

Thales fällt, weil er die Alltagswelt vergisst. Die Magd scheint hier die Überlegene zu sein. Aber eigentlich lacht sie ja, weil sie die Situation falsch versteht, weil sie nicht begreift, dass Wissenschaft sich von der Alltagswelt lösen muss, um das Wesen hinter den Erscheinungen zu analysieren. Aus dieser Sicht ist Thales der Überlegene.<sup>1</sup>

Das Problem ist so alt wie die Wissenschaft. Wissenschaftliches Wissen ist etwas anderes als praktisches Wissen.

- Praktisches Wissen ist handlungsbezogen, es beruht vor allem auf Erfahrung. Die Magd freut sich, dass sie mit leuchtenden Sternen ihren Weg besser findet. Thales will wissen, warum das möglich ist. Er berechnet den Stand der Sterne. Wissenschaft ist verständesmäßige Verarbeitung von Eindrücken und Meinungen.
- Praktisches Wissen ist ein „know-how“, man weiß, wie etwas zu machen ist. Die Magd weiß, wie man sich an Sternbildern orientiert. Thales weiß, dass der Lauf der Sterne gewissen Regeln folgt. Wissenschaftliches Wissen ist eher ein „know-that“. Wissenschaft weiß, was der Fall ist.
- Praktisches Wissen ist subjektiv, an die Person gebunden. Es wird weitergegeben von Person zu Person, im Gespräch, durch Zeigen und Nachmachen. Die Magd zeigt ihrem Kollegen, wie man sich an Sternbildern orientieren kann. Thales dagegen schreibt mathematische Formeln auf. Wissenschaftliches Wissen ist intersubjektiv. Es existiert unabhängig von den Subjekten, die es erzeugt haben und ist durch Sprache und andere Zeichen übertragbar.
- Praktisches Wissen ist qualitativ, es steht in vielfältigen sinnlich-materiellen Zusammenhängen. Für die Magd ist der Sternenhimmel ein phantastisches Natur-schauspiel. Für Thales setzt sich der Sternenhimmel aus Millionen einzelner Sterne zusammen, deren Bahnen man berechnen kann. Wissenschaft reduziert die Welt auf feststellbare Tatsachen, die sich quantitativ messen und berechnen lassen.
- Praktisches Wissen beruht auf Lebenserfahrung und zeigt sich im konkreten Handeln. Die Magd findet ihren Weg ohne zu fallen. Thales beschreibt mit seinen Formeln einen ewigen Kreislauf der Natur. Wissenschaftliches Wissen hat die Form allgemeiner Gesetzmäßigkeiten.<sup>2</sup>

Aufgrund dieser Unterschiede gibt es immer eine Lücke zwischen Wissenschaft und Praxis. Wissenschaft abstrahiert von vielen Gegebenheiten der Alltagswelt, um das Wesen hinter den Erscheinungen zu erkennen. Die Rückübertragung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Alltagswelt kann nur erfolgen, wenn das Wissen wieder angereichert wird durch Praxiserfahrungen – die sich nun aber verändern durch wissenschaftliche Analyse. Es geht nicht darum, ob das eine Wissen dem anderen überlegen ist. Entscheidend ist die Wechselwirkung.

Der Schweizer Publizist Gerhard Kocher hat es mal so formuliert: „Ein Medizinprofessor könnte genauso wenig eine Hausarztpraxis führen wie ein Ökonomieprofessor eine Würstchenbude.“<sup>3</sup> Aber die Hausärztin kommt natürlich nicht ohne medizinische Forschungsergebnisse aus, der Besitzer einer Würstchenbude braucht zumindest rudimentäre Kenntnisse in Betriebswirtschaft. Im Zweifelsfall wird das Finanzamt ihn dazu zwingen.

## 2. Wie wird das Problem gelöst?

Kooperationsstellen arbeiten daran, die Lücke zwischen Theorie und Praxis im Dialog zu überwinden. Ich möchte das an zwei Beispielen zeigen.

### ***Beispiel 1: Die Osnabrücker Sozialkonferenz***

Ein Arbeitsschwerpunkt der Kooperationsstelle Osnabrück ist Soziale Gerechtigkeit.

„Von der Idee einer gerechten Gesellschaft zum konkreten Handeln vor Ort“ lautet der Untertitel der Broschüre zum zehnjährigen Bestehen der Sozialkonferenz. Das Verhältnis von Theorie und Praxis wird hier direkt angesprochen. Die Idee der Gerechtigkeit ist: Jeder soll bekommen, was ihm oder ihr zusteht. Das klingt gut. Aber was folgt daraus für die praktische Politik? Nach welchen Kriterien wird entschieden, was wem zustehen soll? Dazu gibt es verschiedene Theorien, und das ist nichts ungewöhnliches, das ist der Normalfall in der Wissenschaft. Es gibt keine eindeutigen Antworten.

Im klassisch sozialstaatlichen Verständnis ist Gerechtigkeit Verteilungsgerechtigkeit. Politische Maßnahmen zielen auf eine Angleichung der Lebensverhältnisse, damit die Ungleichheit nicht zu groß wird. Als ursächlich für Ungerechtigkeiten werden gesellschaftliche Strukturen angesehen, insbesondere der Marktmechanismus. Wer seine Arbeitskraft verkaufen muss, wird abhängig von den Launen des Marktes. Dem soll der Sozialstaat durch schützende und zuteilende Maßnahmen entgegenwirken.

Heute ist stattdessen oft von Teilhabeerechtigkeit die Rede. Gerechte Teilhabe ist dann gewährleistet, wenn alle die gleiche Möglichkeit haben, am Wettbewerb teilzunehmen. Der Markt wird als gerechtes Verfahren zur Zuteilung von Einkommen angesehen. Ungleichheit entsteht dann durch unterschiedliche Leistungen. Der Staat hat die Aufgabe, die Individuen zu befähigen und zu aktivieren, damit sie am Wirtschaftsleben teilnehmen.

Die politischen Konsequenzen der beiden Konzepte sind geradezu gegensätzlich: Während es der Verteilungsgerechtigkeit darum geht, die Spielregeln des Systems zu verändern, zielt Teilhabeerechtigkeit darauf ab, jeder Person die Teilnahme am Spiel zu ermöglichen.<sup>4</sup>

- Verteilungsgerechtigkeit heißt: Niemand soll gezwungen sein, durch die Straßen zu ziehen und Flaschen zu sammeln. Um das zu verhindern, zahlen wir Sozialhilfe.

- Teilhabegerechtigkeit heißt: Flaschensammeln ist eine Geschäftsidee. Wir fördern diese Eigeninitiative und hängen Pfandkisten an die Mülltonnen. Dann könnte man die Sozialhilfe kürzen.

Teilhabegerechtigkeit dient spätestens seit den sog. Hartz-Reformen als quasi wissenschaftliche Legitimation der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik. Man kann nun hingehen und dieses Konzept auf Widersprüche und Inkonsistenzen untersuchen. Man kann moralphilosophische Debatten führen, ob Gerechtigkeit sich eher an Gleichheit oder eher an Freiheit orientieren soll, welche erwünschten und unerwünschten Folgen das jeweils hat.

Das Verdienst der Osnabrücker Sozialkonferenz und der Kooperationsstelle ist es, stattdessen die konkreten Folgen des vorherrschenden Gerechtigkeitsverständnisses und der darauf fußenden Politik aufzuzeigen. Dass 5.200 Osnabrücker Kinder in Armut leben, kann nicht hingenommen werden. Da stimmt irgendetwas nicht an den Zuständen in unserer Gesellschaft. Wenn das gerecht sein soll, dann taugen die Politik und ihre theoretische Begründung nichts.

In der Broschüre zum zehnjährigen Bestehen der Sozialkonferenz schreiben Manfred Flore und Lydia Kocar: „Die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ... können Defini-tionsangebote vorschlagen oder unterschiedliche Theorien (z.B. über Gerechtigkeit) entwickeln, die sie zur Diskussion stellen. Was aber letztlich mehrheitlich unter Armut, Reichtum oder Gerechtigkeit verstanden wird, wie der gesellschaftliche Wohlstand verteilt werden sollte und welche politischen Entscheidungen dafür notwendig wären, muss in einem gesellschaftlichen Diskurs ermittelt werden. Sprich: Es muss Gegenstand einer öffentlichen Debatte sein.“<sup>5</sup>

Die Osnabrücker Sozialkonferenz ist ein Platz für die Gerechtigkeitsdebatte. Hier kann sich die Wechselwirkung von wissenschaftlichem und praktischem Wissen entfalten, um gemeinsam Problemlösungen zu finden. Die Kooperationsstelle trägt wesentlich dazu bei, das Netzwerk aufzubauen und am Leben zu halten.

Manfred und Lydia schreiben von einer „doppelten Perspektive“: Wissenschaft kann durch ihren analytischen Blick verschiedene Armutsdefinitionen und Ursachen von Armut zur Diskussion stellen, aus denen sich die unterschiedlichen Politikkonzepte jeweils herleiten lassen. Der Sozialkonferenz geht es darum, diese wissenschaftliche Perspektive mit der praktischen Perspektive von sozial benachteiligten Menschen zu konfrontieren. Erst aus dem Diskurs ergeben sich Handlungsmöglichkeiten vor Ort, die einerseits folgerichtig sind und andererseits praxisadäquat wirken. In der Jubiläumsschrift wird kein Zweifel daran gelassen, dass letztlich das Konzept der sozialstaatlichen Verteilungsgerechtigkeit erneuert werden soll.

Das Spektrum der Themen, mit denen sich die Sozialkonferenz in den 10 Jahren befasst hat, reicht von Hartz IV und Niedriglohn über Kinder- und Altersarmut bis hin zu Fragen von Gesundheit und Wohnraum in Osnabrück. Bewusst werden konträre Positionen ge-

genübertgestellt und diskutiert, z.B. von Jobcenter und Arbeitslosen-Selbsthilfe. Immer werden konkrete Forderungen und Handlungsmöglichkeiten herausgearbeitet.

Das ist auch wissenschaftlich interessant. Denn es macht keinen Sinn, Gerechtigkeit losgelöst von Handlungen zu diskutieren. Gerecht oder ungerecht kann nur etwas sein, das durch Handlungen zu beeinflussen ist. Ein Naturereignis würde man nicht als gerecht oder ungerecht bezeichnen. Im eigenen Interesse tut die wissenschaftliche Forschung gut daran, Impulse aus dem Dialog mit der Praxis aufzugreifen.

Aus meiner Sicht ist das ein sehr gutes Beispiel für die Arbeit von Kooperationsstellen. Im Dialog wird wissenschaftliches Wissen mit praktischem Wissen zusammengeführt, immer im Hinblick auf mögliche Problemlösungen. Davon profitieren beide Seiten.

Zu wissen, wie man das macht, wie der Dialog geführt werden kann – das ist die Kernkompetenz der Kooperationsstelle, ein relativ umfassendes Moderationswissen:

- Die Kooperationsstelle unterstützt und organisiert die Kommunikation zwischen den Akteuren,
- sie sorgt dafür, dass die Ressourcen aller Teilnehmenden bestmöglich zum Einsatz kommen,
- sie moderiert den gemeinsamen Lernprozess
- und führt ihn zu einem Ergebnis.

Die Kooperationsstelle hier in Osnabrück ist aus meiner Sicht eine Art organisierender und moderierender Kern für die Sozialkonferenz.

### ***Beispiel 2: Das Hamburger Substitutionsprojekt***

Während das Osnabrücker Beispiel mit gesellschaftlichen Fragen zu tun hat, bearbeitet die Kooperationsstelle Hamburg vorwiegend naturwissenschaftliche Themen.

Die Kooperationsstelle beschäftigt sich schon seit Jahren mit Möglichkeiten, Gefahrstoffe in Unternehmen durch sichere Alternativen zu ersetzen. Ein Projekt nennt sich SUBSPORT – Substitution Support Portal. Es handelt sich um ein mehrsprachiges Internetportal zur Unterstützung von Unternehmen, die gefährliche Chemikalien durch weniger gefährliche Stoffe ersetzen wollen ([www.subsport.eu](http://www.subsport.eu)).

Als Laie stellt man sich diesen Prozess ja ziemlich simpel vor:

- Ich habe einen Gefahrstoff, den ich ersetzen möchte bzw. muss, weil eine Verordnung mich dazu zwingt.
- Die Wissenschaft gibt mir Auskunft über die Eigenschaften und Gefahren verschiedener Chemikalien.
- Ich suche nach einem weniger gefährlichen Stoff und setze ihn anstelle des gefährlichen ein.

So einfach ist es aber ganz und gar nicht. Das zeigen die Erfahrungen der Kolleginnen und Kollegen aus Hamburg. Ich nenne mal einige Beispiele, die sie auf der Website beschreiben:

- Ein Unternehmen sucht ein Lösungsmittel, das in der Lage sein soll, eine Trennschicht auf Industrieschildern abzulösen, ohne den Lack anzugreifen. Lösungsmittel sind bekannt. Aber welches Mittel in welcher Dosierung die eine Schicht entfernt und den Lack verschont, ist nicht bekannt. Dazu sind zusätzliche Tests nötig.
- Ein anderes Unternehmen will PVC auf der Unterseite von Teppichfliesen ersetzen. Ein Alternativstoff ist bekannt. Es stellt sich jedoch heraus, dass er nur verwendet werden kann, wenn das Produktdesign verändert wird.
- In einer spanischen Krankenhauswäscherei fordert die Gewerkschaft, einen gesundheitsschädlichen Stoff zu ersetzen und schlägt eine wissenschaftlich fundierte Alternative vor. In den Verhandlungen droht das Management damit, die ganze Wäscherei an eine Fremdfirma auszulagern, wenn es zu teuer wird.
- Eine schwedische Baustofffirma hat einen einspritzbaren Mörtel entwickelt, der weniger Schadstoffe enthält. Es stellt sich heraus, dass er bei Temperaturen von unter minus 5 Grad nicht härtet. Man findet aber eine Möglichkeit, ihn zu erwärmen, so dass der Bau auch bei kaltem Wetter fortgeführt werden kann.

Das Wissen: „Es gibt eine Alternative“ reicht offenbar nicht aus. Der Prozess der Realisierung hat seine eigenen Tücken. In der Praxis sind sehr viel mehr Bedingungen zu beachten als im Labor, wo die Stoffe entwickelt werden. Im Laborversuch wird abstrahiert von solchen äußeren Bedingungen wie:

- Lack darf nicht beschädigt werden,
- Produktdesign passt nicht,
- Stoff ist zu teuer,
- Stoff darf nicht zu kalt werden.

Solche Bedingungen sind aber zu beachten, wenn der Stoff im Unternehmen verwendet werden soll.

Wissenschaft ist für die Praxis insofern nützlich, dass sie Alternativen aufzeigt. Sie analysiert und beschreibt die Eigenschaften der Stoffe und bringt uns damit auf die Idee, den einen durch den anderen zu ersetzen. Wissenschaft sagt uns, dass etwas möglich ist. Sie sagt nicht, wie genau es möglich ist. Wissenschaft liefert das „know-that“, aber noch nicht das „know-how“.

Der Kooperationsstelle geht es darum, wissenschaftliches Tatsachenwissen mit praktischem Anwendungswissen zusammenzubringen, um Probleme mit gefährlichen Stoffen zu lösen. Das ist kein einfacher Transfer von Erkenntnissen aus dem Labor in die reale Welt. Es geht auch nicht um die bloße Anwendung von Wissen auf praktische Abläufe. Es geht um die Beurteilung einer komplexen Situation. Diese Beurteilung lässt sich weder

aus der Theorie ableiten, noch aus der Erfahrung gewinnen. Sie ist ein Drittes, ein eigenständiger Beitrag aus der Wechselwirkung von theoretischem und praktischem Wissen.

Die Kooperationsstelle Hamburg hat dazu im SUBSPORT-Projekt eine Datenbank mit über 400 Fallbeispielen gesammelt, teils aus eigener Erfahrung, teils aus Erfahrungen anderer. Man kann nachsehen, wie andere Betriebe den Ersatz durchgeführt haben, welche Probleme sie dabei mit welchen Mitteln gelöst haben. Und es wird auch immer eine Person angegeben, die Auskunft erteilen kann. Wer die Datenbank nutzt, soll möglichst auch seine Erfahrungen dort abspeichern, um wieder anderen weiterzuhelfen. Das Wissen wächst damit stetig an.

Darüber hinaus bieten die Projektpartner auch Trainingseinheiten an für Unternehmen, die Alternativen finden und einführen wollen.

Auf diese Weise kann ein komplexer Innovationsprozess im Unternehmen durch Zusammenführung von wissenschaftlichem und praktischem Wissen unterstützt werden. Das Ganze ist auch wissenschaftlich interessant, denn auf diese Weise werden die Erkenntnisse über die Eigenschaften der Stoffe angereichert und verfeinert.

### ***Wie werden die Probleme in den beiden Beispielen gelöst?***

Beide Beispiele zeigen Wechselwirkungen von wissenschaftlichem und praktischem Wissen. Wichtig scheint mir dabei, dass ein gemeinsames Ziel verfolgt wird, nämlich eine Problemlösung zu finden – zur Bekämpfung von Armut bzw. zum Ersatz von Gefahrstoffen.

Die Praxis profitiert von der Theorie, weil Wissenschaft Alternativen aufzeigen kann und hilft, deren Konsequenzen vorherzusehen. Die Theorie profitiert von der Praxis, weil die Arbeitswelt in ihrer Vielfalt inhaltlich bereichernd wirkt und hilft, Wissenschaft wirksam zu machen.

Kooperation stärkt das Urteilsvermögen der Beteiligten.

- Wenn die Wissenschaft mir zwei Gerechtigkeitsbegriffe anbietet, welchen soll ich auf die Probleme vor Ort anwenden? Wissenschaft zeigt, dass sich ganz unterschiedliche Konsequenzen und Handlungsweisen ergeben, je nachdem, wie ich Gerechtigkeit auffasse. Die Wissenschaft hilft mir aber nicht bei der Bewertung möglicher Konsequenzen. Ich muss ein Urteil fällen.
- Die chemische Forschung sagt mir, welche Eigenschaften die Stoffe jeweils haben. Aber woher soll ich wissen, ob diese oder jene Eigenschaft gut für mich ist oder nicht? Welche Risiken gehe ich ein, wenn ich diesen oder jenen Stoff einsetze? Ich muss abwägen und beurteilen.

„Es gibt nichts praktischeres als eine gute Theorie.“ hat Kurt Lewin, ein Pionier der Arbeitswissenschaft, mal geschrieben. Gut wird eine Theorie allerdings erst im Austausch mit der Praxis.

### 3. Wie tragen Kooperationsstellen zur Problemlösung bei?

Im geschilderten umfassenden Sinn moderieren Kooperationsstellen die Zusammenarbeit zwischen Personen und Einrichtungen aus Wissenschaft und Arbeitswelt, damit qualifizierte Problemlösungen möglich werden.

Das setzt voraus,

- dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Kooperationsstellen in beiden Welten „zu Hause“ sind, ohne sich von der einen oder anderen vereinnahmen zu lassen,
- dass sie hier wie dort mitreden können,
- dass sie die Potenziale erkennen, aber auch Unterschiede und Probleme thematisieren.

Das ist die Grundlage dafür, einen wirksamen Dialog hinzubekommen, von dem alle Beteiligten profitieren:

Betriebsräte und Gewerkschaften gewinnen im Dialog erweitertes Wissen über innovative Handlungsansätze.

- Was heißt es, wenn plötzlich überall von Teilhabegerechtigkeit die Rede ist?
- Welcher Gefahrstoff kann und muss ersetzt werden?

Für Wissenschaftler/innen, Institute und Hochschulen eröffnen sich neue Perspektiven in Forschung und Lehre.

- Was taugt das Konzept der Teilhabegerechtigkeit, wenn die Armut doch weiter zunimmt?
- Unter welchen Umständen taugt ein Ersatzstoff wirklich zum Ersatz eines Gefahrstoffs?

Die Kooperationsstelle selbst lernt aus den Erfahrungen des Dialogs ständig hinzu. In Kooperationsstellen sammelt sich eine Art Metawissen darüber an, wie die Wechselwirkung von wissenschaftlichem und praktischem Wissen vonstattengeht, wo Chancen und Probleme liegen. Das wiederum ist eine interessante Frage für die Wissenssoziologie.

Kooperation stellt eine Herausforderung für beide Seiten dar, weil die Mitwirkenden die Grenzen ihrer Alltagserfahrungen überschreiten und Gewohntes in Frage stellen. Kooperation setzt die Bereitschaft zur Selbstreflexion voraus. Die Aussage „Wir haben keinen Grund, etwas zu ändern, weil wir das immer schon so gemacht haben“ zählt nicht. Ebenso wenig die Behauptung „Konsequenzen meiner Forschungen sind mir egal“.

Darin besteht die kritische Funktion einer Kooperationsstelle: Sie trägt dazu bei, tradierte und eingefahrene Handlungsweisen in der Arbeitswelt wie in der Wissenschaft kritisch zu reflektieren und gegebenenfalls zu verändern.

Dass wir uns dabei explizit auf die Arbeitswelt – vor allem Gewerkschaften, Betriebs- und Personalräte – beziehen, ist keine einseitige Verzerrung der Wissenschaft. Im Ge-



genteil arbeiten wir daran, Verzerrungen abzubauen, die entstanden sind durch eine scheinbar selbstverständliche Zusammenarbeit von Unternehmen und Hochschulen. Wissenschaft trägt Verantwortung gegenüber der gesamten Gesellschaft. Wenn ein Ungleichgewicht zugunsten einflussreicher Gruppen entsteht, muss gegengesteuert werden. Kooperationsstellen sind ein Instrument zur Beteiligung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern an einer demokratischen Wissenschaft.

Kooperationsstellen sind eingebunden in die Praxis vor Ort. Aufgrund dieser regionalen Verankerung sind sie in der Lage, Netzwerke zu organisieren und verschiedene Personen und Einrichtungen in die kooperative Arbeit einzubinden. Nicht unwichtig ist das gegenseitige Vertrauen, das dabei entsteht. In langfristig angelegten Diskussionszusammenhängen werden gemeinsam die zu bearbeitenden Fragestellungen bestimmt. Kooperationsstellen definieren daraus Projekte und zeigen Wege auf zur Erarbeitung von Problemlösungen.

Charakteristisch für Kooperationsprojekte sind diskursive Arbeitsformen wie z.B. Workshops und Zukunftswerkstätten, Diskussionsveranstaltungen und Tagungen. Auch Forschungsvorhaben, Hochschulseminare und Bildungsveranstaltungen sind so angelegt, dass alle Beteiligten ihre Kompetenzen einbringen.

Die Gestaltung von Kooperationsbeziehungen braucht langfristige Perspektiven. Die Arbeit von Kooperationsstellen im beschriebenen Sinn ist eine Daueraufgabe und entspricht in der Regel nicht den vorherrschenden Kriterien einer Projektförderung durch Drittmittel. Man kann daraus keine marktfähige Dienstleistung definieren. Die Aufgabe besteht ja gerade darin, den Marktmechanismen entgegenzuwirken. Die Erfahrung zeigt, dass Kooperationsstellen ihr Potenzial am besten entfalten können, wenn sie über eine solide Grundfinanzierung aus öffentlichen Mitteln verfügen.

In Osnabrück habt ihr es in den letzten 20 Jahren geschafft, ein solides Fundament für die Kooperationsstelle zu bauen. Die Kooperationsstelle Hochschulen und Gewerkschaften ist hier ein anerkannter Bestandteil von Wissenschaft und Arbeitswelt.

Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

---

<sup>1</sup> Christina Schües, Das Lachen der thrakischen Magd. Über die „Weltfremdheit“ der Philosophie, in: Bochumer Philosophisches Jahrbuch für Antike und Mittelalter 13/2008, S. 15-31

<sup>2</sup> Karen Gloy, Von der Weisheit zur Wissenschaft. Eine Genealogie und Typologie der Wissensformen, Freiburg/München 2007

<sup>3</sup> Gerhard Kocher, Vorsicht, Medizin! Aphorismen zum Gesundheitswesen und zur Gesundheitspolitik, 2. erweiterte Auflage mit 878 Zitaten, Thun/Schweiz 2000

<sup>4</sup> Thomas Ebert, Soziale Gerechtigkeit in der Krise, hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2012

<sup>5</sup> Manfred Flore/Lydia Kocar, Armut/Reichtum Verteilung. Was will die Osnabrücker Sozialkonferenz? in: Kooperationsstelle Hochschulen und Gewerkschaften Osnabrück (Hg.): Soziale Gerechtigkeit eine Vision? Von der Idee einer gerechten Gesellschaft zum konkreten Handeln vor Ort, Osnabrück 2013, S. 13